

Der falsche Hundertmarkschein

Roman von Arthur Zapp.

(8. Fortsetzung).

Als ein wahres Bild betrachtete es der Gerichtsrat, daß sein Sohn nun im Hause war und sich der Stiefmutter widmen konnte. Mit Genugthuung beobachtete er, daß sich ein ganz freundliches Verhältnis zwischen den beiden mehr und mehr entwickelte. Auf ihren täglichen Spaziergängen in den Park begleitete der Marinoffizier seine Stiefmutter ritterlich und gemäßigt gefällig auch Ingeborg und ihren jüngeren Bruder. Ueberhaupt die Studentin war fast täglicher Gast in der Familie. Landgerichtsrat Werder war im Zweifel, ob die häufigen langen Besuche in Interesse der Leidenden erfolgten oder ob von dem jungen Marinoffizier die Anziehungskraft ausging. Doch die beiden jungen Leute viel Gefallen an einander fanden, und sich, so oft sie beieinander waren, in lebhaft, angelegte Gespräche vertieften, war jedenfalls Tatsache. Auch pflegten sie an den Vormittagen, wenn der Landgerichtsrat im Amt war und Frau Ingeborg der Ruhe pflegte oder dem Haushalt in Anspruch genommen war, gemeinschaftlich Musik und Gemälden ausstellungen zu besuchen.

Landgerichtsrat Werder war nicht weniger als ungehalten darüber, daß Ingeborg und das Interesse und die Zeit seines Sohnes mehr und mehr in Anspruch nahm. In seiner ganzen Veranwandtschaft und Bekanntschaft besaß keine andere junge Dame seine Sympathie in höherem Maße als die Studentin, die trotz ihrer Klugheit und ihrer Beschäftigung mit der Wissenschaft, doch ein lebensfreudiges Mädchen war, ebenso sehr ausgezeichnet durch ihre weltlichen Vorkänge. Das ernste Studium hatte nicht vermocht, den zarten Schmelz eines echt mädchenhaften Empfindens von ihrer Seele zu streifen. Dazu kam, daß sie materiell durchaus günstig situiert war. Wenn also hätte er seinen Sohn lieber gönnen sollen als Ingeborg, die noch dazu eine nahe Verwandte seiner Frau war?

Als Landgerichtsrat Werder eines Nachmittags vom Gericht nach Hause kam, sah er förglich an der verdrückten Miene seines Sohnes, daß ihm irgend etwas Unangenehmes widerfahren sein mußte.

„Hast Du Kerger gehabt oder irgend eine unangenehme Nachricht erhalten, Richard?“ fragte er ihn.

„Ingeborg und ich erkrankt“, erwiderte der junge Mann mit einem Zucken in seinem Gesicht, das deutlich seine Empfindungen offenbarte.

„Was doch nicht ernstlich?“

„D nein, aber immerhin fört es doch unsere Pläne für die nächsten Tage.“

„Das bedauere ich von Herzen, was fehlt ihr denn?“

te sich die hohe Befriedigung aus, mit der ihn der Inhalt erfüllte.

„Nun, Papa?“ unterbrach ihn der junge Offizier, ungebühdig und belagert auf das Urteil seines Vaters lauernd.

Der Befende nicht.

„Sehe humorvoll, sehr fein!“

„Nicht wahr?“ Das Gesicht des jüngeren Offiziers war mit einer unwillkürlichen Bewegung trübter als das Fenster, um besser sehen zu können. Da war ein Buchstabe, ein eigentümlich geschwungenes L, das seine Aufmerksamkeit erregte. Mechanisch griff er mit der einen Hand an die Stirn und sann. Wo war ihm doch schon einmal dieses merkwürdige, charakteristische L aufgefallen?

„Was hast Du denn, Papa?“ fragte der Sohn, der das Gebahren des Befenden bemerkte.

Der alte Herr lehnte sein ernstes, nachdenkliches Gesicht dem Sohne zu.

„Ich bin ganz Deiner Ansicht“, erwiderte er. „Der Brief verrät viel gewandten Humor und sicherlich auch einen funkelnden Geist und eine große stilistische Gewandtheit.“

„Nicht wahr?“ Das Gesicht des jüngeren Offiziers war mit einer unwillkürlichen Bewegung trübter als das Fenster, um besser sehen zu können. Da war ein Buchstabe, ein eigentümlich geschwungenes L, das seine Aufmerksamkeit erregte. Mechanisch griff er mit der einen Hand an die Stirn und sann. Wo war ihm doch schon einmal dieses merkwürdige, charakteristische L aufgefallen?

„Was hast Du denn, Papa?“ fragte der Sohn, der das Gebahren des Befenden bemerkte.

gleich mitteilen, was der Graphologe geäußert hat.

Als Landgerichtsrat Werder am andern Vormittag in seinem Bureau die amtliche Angelegenheit mit dem Kanzleirat erledigt hatte, legte er ihm zwei Briefe vor: Ingeborg und das Schreiben an seinen Sohn und jenes anonyme Schriftstück, das in Sachen Frey Stangen eingegangen war und in dem die Absenderin so brüchlich und warmherzig für die Schullosigkeit des jungen Malers zintrat.

Schon nach kurzer Prüfung erklärte der Graphologe, daß beide Briefe von derselben Hand herrührten.

„Sind Sie dessen ganz sicher?“ fragte der Untersuchungsrichter.

„Gewiß! Da kann auch nicht der mindeste Zweifel bestehen. Genau dieselben energischen, kräftigen Grundstriche und dieselben schwungvollen Haarstriche in beiden Briefen. Derselbe Charakter der Handschrift ist in beiden Schreiben unerkennbar, nur daß in dem einen, dem an Sie gerichteten, die Handschrift absichtlich etwas verstellt ist. Freilich, es ist der Briefschreiberin schwer geworden und immer wieder treten die charakteristischen Eigentümlichkeiten ihrer Handschrift auf. Sehen Sie zum Beispiel dieses eigentümlich geschwungene L —“

„Das ist mir auch schon aufgefallen. Und welche Charaktereigenschaften prägen sich in der Handschrift aus?“

„Sehr vortheilhafte.“ Der Kanzleirat sah wieder angelegentlich auf die beiden Briefe. „Die Schreiberin strebt einen ausgeprägten, ernst strebenden Geist, einen hohen, von edlen Empfindungen befehlten Sinn. einen entschieden festen Charakter und bei alledem ein zartes, feines Empfinden.“ Der Landgerichtsrat nickte zustimmend.

„Ganz meine Ansicht.“ Dann fügte er mit einem dringlich forschenden Blick hinzu: „Die Möglichkeit, daß nur eine Aehnlichkeit der Handschrift vorliegt, ein Zweifel an der Identität der Verfasserin dieser beiden Schriftstücke ist nach Ihrer Uebersetzung ausgeschlossen?“

„Vollkommen ausgeschlossen!“

„Nun schön! Dann danke ich Ihnen!“

Die Rahe.

Skizze von Henri Dubernois.

Freitag war der Abend, an dem Frau Olivier Hamanour ihre Gäste empfing. Wohl schönster Hoffnungen hatte die impotente, gebietische Frau im Jahre 1892 einen jungen Schriftsteller geheiratet. Aber leider hatten sich diese Hoffnungen nicht erfüllt: Der beschreibende, schüchterne, sich niemals aufdrängende Olivier Hamanour hatte seine besten Schaffensjahre damit verloren, daß er nicht genau wußte, was er wollte, daß er zögerte, daß er unsicher war und am nächsten Morgen stets vernichtete, was er am Tage vorher geschrieben hatte. Und heute, nach zwanzigjähriger Tätigkeit, war er noch ebenso verstimmt wie an dem Tage, an dem er sein erstes „Schidchen“ verfaßt hatte. Frau Olivier Hamanour verzweifelte ihn. „Was ist da zu machen“, seufzte sie, „er ist ein Mann, der ein Leben „verschubert“ hat.“

Frau Hamanour wählte mehr terne als gewählte Ausdrücke. Dieser lächerliche Gatte hatte ihr weder Reichtum noch Ruhm errungen. Seine sämtlichen Werke, aus vier Bänden bestehend, fanden wohl in der Bibliothek des Hauses, aber wäre jemand auf den Gedanken gekommen, diese Bücher zu öffnen, hätte er feststellen können, daß nur das erste, ein Roman, der sich „Dämmerung“ betitelt, gedruckt war.

Olivier Hamanour suchte Entschädigung in der Lektüre und den kleinen Vergnügungen, die das tägliche Leben boten. Eigentlich gab es nur zwei Dinge, die ihn wirklich verstimmen: erstens schloß zu offen, denn er war Gourmet; zweitens einmal wöchentlich einen Abend mit Leuten zu verbringen, die ihn langweilten.

Denn Frau Olivier Hamanour hatte einen literarischen Salon. Durch ein geradezu erstaunliches Wunder hatte sie es in dieser Epoche der Automobilität, der Elektrizität und der Teubende mit Verlagswesen fertig gebracht, in ihrer beschiedenen Wohnung im Bastionquartier eine jener Vereinigungen wiederzubeleben zu lassen, wie es sie zu Zeiten Louis Bippis gab, und wo sinnige Frauen blauen Dichtersingen, Himmerlimonade, Spritzchen und sabel Posten angeboten hatten. Hier wurde die Himmerlimonade durch ein merkwürdiges Getränk ersetzt, das sich Schokolade nannte, nach Mehl schmeckte, und wenn es einem Ungeschickten postierte, eine Tasse ungenießbar, auf dem Tischstuch graue Fiede hinterließ. Statt der Spritzchen legte Frau Hamanour einen Kapstuden vor.

Dieser Kapstuden war dem Verfasser der „Dämmerung“ ein Schredbild. Wie alle Leute, die wenig sprechen, beobachtete er viel und merkte, wie man sich darüber lustig machte. Frau Olivier Hamanour erlaubte dieses widerliche Zeug zu einem Ausnahmepreise in einer Bäckerei, die nur sie allein kannte, und in der einmal wöchentlich die altbackenen Kuchen ausverkauft wurden.

„Wie wäre es, liebes Kind, wenn Du der Veränderung halber einmal einen Kumpstuden nehmen würdest“, mochte Hamanour manchmal vorschlagen. Aber sie lehnte energisch ab. „Einen Kumpstuden! Wegen des Kums, nicht wahr? Mein Kapstuden ist beruhigt; ich werde ebenso wenig eine Veränderung in dieser Beziehung vornehmen, wie ein bekannter Mann darin willigen würde, sich den Bart anders färbung zu lassen. Du siehst, weil Du alle solche Kleinigkeiten verachtet hast, wie weit Du gekommen bist. Uebrigens taucht man den Kuchen in die Schokolade, und es ist vollkommen gleichgültig, ob er freischer oder älter ist.“

Und Olivier Hamanour lebte zu seinen Büchern zurück. Am Freitag morgen verbrachte man ihn, um alles für den Empfang am Abend vorzubereiten. Sein Arbeitszimmer war gleichzeitig das Schlafzimmer und der Salon. Freitags warf man auf das flache Bett, das in einem Divan umgewandelt wurde, einen orientalischen Teppich und einige moderne Kissen in schreienden Farben. Hamanour's Arbeitstisch wurde von einer kräftigen Hand abgeräumt und nur eine Kaffeetasse und ein Glas standen darauf und dienten zum Gebrauch des jeweiligen Lesers.

Solange nun einer der Herren Dichter las, kämpfte Olivier Hamanour gegen den Schlaf ein und blidete voll unruhiger Zärtlichkeit nach dem Divan-Beil. Angstvoll beobachtete die Rahe, die darauf saßen. „Heute abend“, dachte er, „wird die Matraze wieder heruntergeraten, und wenn ich morgens aufwache, liegt ich auf dem Teppich.“ So tat er sein möglichstes, um die darauf Sitzenden richtig zu verteilen: In jedes Ende setzte er einen und den dritten in die Mitte. „Genieren Sie sich gar nicht, setzen Sie sich ordentlich hin, ganz weit nach hinten, lehnen Sie den Rücken an die Wand. So haben Sie einen sicheren Platz, sonst balancieren Sie hin und her...“

Junge Literaten fanden sich hier ein, früh darauf, eine Einladung

Eine Feindschaft.

Skizze von Erdmann Graeber.

Es war ein netter, gemütlicher Abend bei Frau Konful Thoresen. Alte und junge Damen, unter ihnen die Witwe des Apothekers Lund — Frau Thoresens beste Freundin — waren zum Tee gekommen, saßen nun um den runden Tisch und trankten aus gläsernen Tassen.

Wie es eigentlich gekommen, ließ sich nachher nicht mehr mit Sicherheit feststellen, denn die Meinungen der Damen gingen zu sehr auseinander, genug, es traten im Laufe der Unterhaltung zwischen den beiden langjährigen Freundinnen — Frau Konful Thoresen und Frau Apotheker Lund — keine Meinungsverschiedenheiten ein, die alle neugierig aufhorchen ließen.

Schuld war wohl die Gegenwart der Frau Major gewesen, um die sich die Gastgeberin ein bischen zu liebenswürdig bemüht und es dabei ganz übersehen hatte, daß ihre Freundin Magda Lund längst vor einer leeren Tasse saß. Wie dem auch sei — als jetzt Frau Thoresen die Ansicht äußerte, daß heutzutage viel mehr für die Aufklärung der Frau geschähe als früher, hielt sie Magda Lund recht komisch. Und als sie ihr dann aller Augen zuwandte, sagte sie — in merkwürdiger Erregung —, daß all diese Aufklärungsversuche nur Unglück stifteten und die Frauen rechtshaberisch machten.

„Zarwohl — rechtshaberisch“, wiederholte sie noch einmal nachdrücklich und sah die Freundin fest an. Doch Frau Thoresen wunderte sich nur über diesen Ausdruck, ein Wörtchen später aber konnte sie es sich nicht versagen, Magda Lund etwas hörbar zuzuflüstern: „Dein Gebiß!“

Die Frau Apotheker, die gerade bessere Laune bekommen, hatte sofort den Mund geschlossen und ihn dann auch den ganzen Abend nicht mehr aufgetan. Mit einem fernen, bernsteinfarbenen Lächeln sah sie nachher an ihrem gemohnen Fensterplatz, und man merkte ihr an, daß sie angegrünt über etwas nachdachte. Als es bald darauf zum Aufbruch kam, stellte sich zur peinlichen Ueberdrückung aller Damen heraus, daß Magda Lund bereits gegoggen war — ganz heimlich, ohne ein Wort des Aufschriebs.

Am nächsten Morgen machte die Frau Konful bei ihrer Freundin einen Besuch, um über das seltsame Benehmen Aufklärung zu verlangen, aber das Dienstmädchen sagte ihr an der Tür, daß Frau Lund ausgegangen sei. Das war aber nur ein Vorwand, denn der braune Mantel und der Hut der Frau Apotheker hing ja — allen Blicken preis — im Korridor.

In höchster Aufregung schrieb die Frau Konful sofort nach ihrer Heimkehr, an Frau Apotheker Lund, folgenden Brief: „Nach diesem Affront durch das Dienstmädchen, muß ich Dich ersuchen, mich um Verzeigung zu bitten, falls Du noch Wert auf weiteren Verkehr mit mir legst.“

Dieser Brief wurde sofort abgetragen, es kam aber keine Antwort. Wie, denen die Frau Konful in den nächsten Tagen diesen Vorfall erzählte, waren gespannt, was nun am Sonntag geschehen werde, wenn die ehemaligen Freundinnen nun auf ihren mit Namensschildern versehenen Plätzen in der Kirche nebeneinander sitzen mußten.

Und sie kamen auch beide, aber zur allgemeinen Ueberbahrung steuerte die Frau Konful sofort nach der linken Seite hinüber und setzte sich dort auf einen Platz. Magda Lund, die noch am Eingang geizig und jetzt die gemohnete Kirchbank aufsuchte, sah dann zu ihrem Erstaunen, daß das kleine Porzellanbild mit dem Namen Thoresen abgeschraubt worden war.

Meine Lieben — nach dem, was mir Frau Thoresen erzählt hat, ist eine Verlobung wohl ausgeschlossen“, sagte Frau Petersen.

„Na — und wenn Sie wüßten, was mir Magda Lund anvertraut — aber ich darf nichts erzählen — jedenfalls an eine Freundschaft zwischen den beiden glaube ich nun nicht mehr.“ sagte Frau Gundel.

Und so viel Kaffee und Kuchen auch an diesem Nachmittage in Steengards gemüthlichem Hinterzimmer verbringt wurde, die beiden Unterhändlerinnen bereiteten nicht.

Aber im Laufe der Woche stierte doch allerlei durch; wer zuerst etwas veralten hatte, war dann nachher nicht mehr festzustellen. Die beiden ehemaligen Freundinnen, die sich aus der Mädchenzeit schon kannten, mit all ihren Schwächen und Eigenheiten vertraut waren, mußten den Besucherrinnen allerlei sonst ängstlich behütete Geheimnisse von einander vertragen haben, um das Recht ihrer Unversöhnlichkeit zu beweisen.

Schöne Geschichten kamen da jetzt, nach so langer Zeit, ans Tageslicht: Frau Konful Thoresen war schon einmal heimlich verlobt gewesen, ehe sie den Konful kennen gelernt, aber — denk' mal an — das hatte sie dem Konful vor der Hochzeit nicht gesagt.

Aber dafür hatte Magda Lund, während ihrer Ehe mit dem Apotheker, falsche Wirtschaftsbilder gezeichnet und sich bald heimlich freispark. Sollte man das glauben?

Als, im Laufe der Zeit kam noch viel mehr heraus: denn ab und zu ging Frau Petersen zur Frau Lund, und was die ehemalige Freundin an neuen Schicklichkeiten vorgebracht, und jede hat nun um Rat, was sie zur Verteidigung sagen sollte.

Und auf diese Weise kam es heraus, daß Magda Lund, die doch ein falsches Gebiß hatte, auch falsche Fäbte trug, und daß Frau Thoresen sich von dem Apotheker einmal Bella-donna zur Verschönerung der Augen hatte schenken lassen.

„Ja — aber viel schlimmer sei es doch, daß Magda Lund damals, als die Oper aus der Hauptstadt hier gastierte, einen schwärmerischen Brief an den blonden Tenor geschrieben hatte, freilich, ohne jemals eine Antwort zu bekommen, ha ha ha!“

Was hätte man da noch alles erfahren, wenn nicht schließlich diese Quellen verfeget wären, denn wieder Frau Petersen noch Frau Gundel wußten zuletzt noch etwas Neues vorzubringen und wärmten nur immer wieder noch einmal die alten Geschichten auf. Und endlich erlahmte das Interesse der Damen an dieser Feindschaft gänzlich, zumal die Frau Major jetzt bei sich Lebende veranstaaltete und man deshalb die Zusammenkünfte bei der Frau Konful nicht mehr vernichte.

Aber im Innern der beiden Entzweiten, in ihren Gedanken, dauerte der unerbittliche Kampf durch all die kommenden Jahre fort. Einmal säßig Trauriges war in diesen alternden Herzen: In der Einsamkeit und Stille von grauen, freudlosen Tagen, von unbarmherzig langen, finsternen Nächten dachten sie nur in Haß und Erbitterung aneinander. Jede fühlte sich von der anderen verraten, in den Schmutz gezogen — und sie lebten eigentlich nur noch in der Erwartung, daß der Tag der Vergeltung kommen müsse.

Erhielten sie Besuch — und zuweilen kam noch eine der alten Bekannten —, so hofften sie, eine schlimme Nachricht von der Freundin zu hören. Endlich mußte sich doch einmal etwas von all dem Unglück ereignen, das sie sich gegenseitig gewünscht, die Rahe der Thoresen konnte es doch nun nicht mehr lange machen, Magda Lunds Spargroschen waren doch sicherlich längst aufgezehrt.

Nein, die Rahe blieb am Leben, und die Spargroschen gleichen Geldpennigen — aber immer schmerzlicher wurde die Erkenntnis, daß sich zwei Herzen in einer aus nichts entstandenen Feindschaft die Treue gebrochen hatten — aus kleinlicher Eifersucht heraus. Und zur Freude bereit, die eines solchen Feindschaftsbündnisses überhaupt nicht fähig gewesen, hatten sie sich dann unbarmherzig zerfleischt, bis dieses Schauspiel den anderen schließlich gleichgültig geworden war.

Und selbstam jetzt, da sich niemand mehr um sie kümmerte, erkannten sie, daß sie eigentlich nie den Glauben aneinander verloren hatten.

Eines Tages, als es nun frühling geworden, trafen sie sich zufällig im Stadtpark. Beiden zitterten die Kniee, als sie steif und mit abgewandten Gesichtern aneinander vorbeizogen, beide kamen — ganz sorglos vor innerem Weinen — daheim an und füllten qualvoller denn je ihre Einsamkeit.

Und am nächsten Morgen empfing jede einen Brief. Zu gleicher Zeit hatte eine der anderen geschrieben, und zu gleicher Zeit lasen sie nun diese lebenden Worte, mit denen sie sich wieder zu verfühnen suchten.

Auf halbem Wege trafen sie sich nachher, als sie einander entgegen eilten, um keinen Augenblick mehr zu verlieren.